Buchbesprechungen = Recensions = Recensioni

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Jahrbuch der Schweizerischen Gesellschaft für Ur- und Frühgeschichte = Annuaire de la Société Suisse de Préhistoire et d'Archéologie = Annuario della Società Svizzera di Preistoria e d'Archeologia**

Band (Jahr): **61 (1978)**

PDF erstellt am: **01.06.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Buchbesprechungen – Recensions – Recensioni

René Wyss: Das jungsteinzeitliche Jäger-Bauerndorf von Egolzwil 5 im Wauwilermoos. Archäologische Forschungen. Herausgegeben vom Schweizerischen Landesmuseum, Zürich 1976.

Der vorliegende Band macht einen ersten Teil der wissenschaftlichen Hinterlassenschaft des im Jahre 1974 verstorbenen Urgeschichtsforschers Emil Vogt der Öffentlichkeit zugänglich. Emil Vogt führte – zuletzt als Direktor des Schweizerischen Landesmuseums – zwei mehrjährige Forschungsunternehmen in Form etappenweiser Ausgrabungen in Cazis GR und Egolzwil LU durch. Das erste Unternehmen galt der Klärung der bronzezeitlichen Besiedlungsverhältnisse im Alpenraum, das zweite der Erhellung der jungsteinzeitlichen Lebensformen im schweizerischen Mittelland.

Die fünf jungsteinzeitlichen Fundstellen von Egolzwil liegen längs des Ufers des trockengelegten Wauwilersees und gehören somit zur Gruppe der Seeufersiedlungen oder der sogenannten Pfahlbauten. Von diesen hat Emil Vogt die Plätze Egolzwil 3, 4 und 5 systematisch ausgegraben. Sie ergaben jedesmal wieder ein anderes Kulturbild und boten in der Zusammenschau ein einmaliges Forschungsobjekt, nicht zuletzt auch deshalb, weil durch vielfache Schichtungsbezüge zwischen und innerhalb dieser neolithischen Dorfruinen ein differenziertes Phasenbild erster bäuerlicher Geschichte im Gebiet der Schweiz gezeichnet werden konnte.

Emil Vogts Erforschung des Neolithikums hatte drei Hauptthemen oder Schwerpunkte: erstens die Frage nach der frühbäuerlichen Wirtschaftsform, zweitens das sogenannte «Pfahlbauproblem» als Frage nach der Siedlungsform und Kritik an einem kaum näher belegten aber um so beliebteren Vorstellungsbild des letzten Jahrhunderts sowie drittens das umfaßende Problem der kulturgeschichtlichen Einordnung dieser Dörfer in den weiteren Zusammenhang frühbäuerlicher Entwicklungen.

René Wyss nahm als engster Mitarbeiter von Emil Vogt stets an dessen Ausgrabungen teil, ihm ist nach dem tödlichen Unfall von Emil Vogt die Aufgabe der Publikation der in Fachkreisen langerwarteten Ergebnisse zugefallen, womit er in eine eigenartige Lage gekommen ist: Mit einer Sache an die Öffentlichkeit zu treten, hinter die sich zu stellen ihm nicht leichtgefallen sei, wie er in der Einleitung selbst sagt. Damit wird uns der seltene Fall eines wissenschaftlichen Werkes beschert, in welchem nicht die Zufriedenheit mit der eigenen Leistung den Grundton abgibt. René Wyss macht uns zuerst mit der letztausgegrabenen Station Egolzwil 5 bekannt, die ein sehr einheitliches Gepräge hat dank der außerordentlichen Gegebenheit, daß am gleichen Platz nur eine einzige Dorfruine – wenn auch mit zwei unterscheidbaren Bauphasen – gefunden wurde, während z.B. Egolzwil 4 aus einer Anhäufung verschiedener Dörfer besteht, die dem Archäologen mannigfaltige Entwirrungsprobleme stellt. Die Ergebnisse, die nun in dem gediegen gedruckten Bande greifbar geworden sind, möchte ich in der Reihenfolge der erwähnten Hauptthemen: Wirtschaftsform, Siedlungsform, kulturelle Einordnung kurz umreißen.

Eine der für die Menschheitsgeschichte wohl einschneidendsten Wendungen war der Übergang von einer rein wildbeuterischen (Jäger und Sammler) zur bäuerlichen (Pflanzer und Viehzüchter) Wirtschaftsform. Das frühe Bauerntum war selbstverständlich nicht von Anfang an in einem heutigen Sinne voll ausgebildet, denn vermutlich fehlte sowohl Pflug wie Düngung im Pflanzenbau, Stallhaltung und möglicherweise auch Milchwirtschaft in der Viehzucht. Dafür kam den wildbeuterischen Wirtschaftszweigen noch größere Bedeutung zu, was René Wyss zur Bezeichnung «Jäger-Bauern» veranlaßt, die aber nicht dahingehend verstanden werden darf, daß andere neolithische oder spätere Gesellschaften nicht auch Jagd betrieben hätten. Es gibt wohl kaum Bauerngesellschaften, die nicht auch jagen würden! Interessant ist also im einzelnen, welche Wirtschaftszweige mit welcher Intensität betrieben worden sind und wie ihr Anteil am Bruttosozialprodukt gewesen sein mag. Auf diese Probleme konzentriert sich teilweise der Einsatz der archäologischen Hilfswissenschaften, deren Forschungsresultate im vorliegenden Werk erfreulicherweise von den beteiligten Wissenschaftern selbst vorgestellt werden. *Samuel Wegmüller* referiert über die in Egolzwil 5 gemachte pollenanalytische Studie, deren Produkt eine Beschreibung des Vegetationsbildes der Umgebung des Steinzeitdorfes und deren Veränderungen durch Rodung, Pflanzenbau und Beweidung ist. Zum gleichen Fragenkreis trägt der Aufsatz von *Fritz Schweingruber* über die Ergebnisse seiner Untersuchung von Holzresten bei, der viele Hinweise über die Auswahl und Verwendung der verschiedenen Holzarten für Hausbau, Werkzeugherstellung, Laubfütterung usw. enthält. Schließlich ist das Werk durch die Resultatenvorlage der Tierknochenuntersuchung von *Hans R. Stampfli* besonders ertragreich gemacht, was die wirtschaftlichen Fragestellungen anbetrifft. Es ist dabei nicht den Autoren anzulasten, wenn statt eindeutiger Vorstellungen vielmehr die ganze Problematik der Ausdeutung durchsichtig wird, wie etwa bei der Beurteilung der Wichtigkeit des Fleischkonsums gegenüber dem vegetabilen Nahrungsanteil oder des Wildbrets gegenüber dem Schlachtvieh, alles aufgrund der gegebenen Tierknochenfunde, von denen Hans R. Stampfli schätzt, daß sie rund 1% des gesamten Knochenabfalls der Siedlung repräsentieren dürften. Diese Schätzung beruht wiederum auf den Schätzungen der Siedlungsdauer und der Einwohnerzahl durch René Wyss, wovon mindestens die zweite auf schwachen Füßen steht. Es folgt daraus im ganzen die Frage, ob man überhaupt berechtigt sei, von diesem System von Schätzungen ausgehend, Schlüsse über die relative Bedeutung der verschiedenen Tierarten zu ziehen. Mit etwas weniger statistischen Skrupeln als Hans R. Stampfli spricht René Wyss von Rinderzüchtern und Hirschjägern, wobei er auch der Fischerei größere Bedeutung zuschreibt, obwohl entsprechende Abfälle – wie auch an andern neolithischen Fundstellen – gänzlich vermißt werden.

Die Siedlungsreste von Egolzwil 5 wurden minutiös genau

untersucht: Pfahlstümpfe im Seekreideuntergrund des Dorfes ließen den Verlauf der ehemaligen Hauswände erkennen und Feuerstellen in Form linsenförmiger Lehmlagen mit einem Holzunterbau, deren Wiedererneuerungen als Neubeschichtungen sichtbar blieben, konnten zur Beschreibung siedlungsgeschichtlicher Details herangezogen werden. Obwohl René Wyss die Lebenszeit des Dorfes auf nur 12 Jahre schätzt, kann er zeigen, daß sich in dieser kurzen Zeit zwei etwas verschiedene Dorfgrundrisse abgelöst haben, sei es durch Neubauten oder Renovationen einzelner Häuser. Da zu hoffen ist, daß tatsächlich das ganze Areal dieses Dorfes durch die Ausgrabung erfaßt worden ist (es fehlt der westliche und östliche Abschluß durch den Dorfzaun), dürfen wir mit einiger Vorsicht davon ausgehen, daß es Emil Vogt gelungen sei, den Grundriß eines ganzen neolithischen Dorfes auszumachen, was bisher nur höchst selten einem Ausgräber gelungen ist. Das Dorf bietet auf den Plänen und auf den überzeugenden Rekonstruktionsphotographien den Anblick einer einfachen Reihe von Häusern, deren Stirnseiten dem See zugekehrt sind. Bemerkenswert dabei ist, daß ein Haus innerhalb der Siedlung besonders hervortritt durch größeren Fundreichtum. Ethnologische Kenntnis läßt an der Tatsache nichts Außerordentliches sehen. Zu fragen wäre aber, weshalb der Autor den Befund lieber als Häuptlingshaus interpretieren möchte denn als Gemeinschafts- oder Repräsentationshaus (z.B. Männerhaus o.ä.). Die Annahme größerer Reichtumsdifferenzen ist zwar für moderne Europäer naheliegend, für neolithische Verhältnisse doch eher fraglich.

Vor allem Dank der Forschungen in Egolzwil wurde Emil Vogt zu einem der Hauptgegner der Pfahlbauvorstellung. Wenn auch heute unter den Urgeschichtsforschern eine gewisse Einigkeit darüber herrscht, daß Dörfer auf einer Plattform über dem Wasser in der Schweiz nie existiert haben, so streiten sie doch immer noch darüber, wie feucht oder trocken der Grund unter und zwischen den Hausböden übers Jahr gewesen sein mag. Der uferparallelen Häuserreihe von Egolzwil 5 kommt bezüglich dieser Fragen eine klare Stellung dadurch zu, daß die ebenerdig auf Seekreide konstruierten Herdstellen beweisen, daß der Seekreidegrund am Ufersaum durch das ganze Jahr nicht nur begehbar, sondern so trocken und fest gewesen sein mußte, daß die Erbauer des Dorfes auf die Anlage erhöhter Hausböden - wie andernorts üblich - verzichten konnten. An Stelle der vereinheitlichenden Pfahlbautheorie tritt also immer stärker die Kenntnis einer ausgeprägten Variation im neolithischen Siedlungswesen. Ob diese stärker durch die jeweilige Umweltsituation oder durch kulturgebundene Verhaltensmuster bedingt sei, kann heute noch kaum beurteilt werden.

Ein gewisses Aufsehen in der archäologischen Fachwelt wird die kulturelle Zuordnung von Egolzwil 5 zum Kreis der Trichterbecherkulturen erregen. Was bedeutet das? Unter neolithischen Kulturen versteht man stilistische Einheiten in einem abgrenzbaren Territorium, die sich vor allem von einheitlich geformter Keramik herleiten lassen (weshalb, nebenbei gesagt, die Behauptung Unsinn ist, die keramische Einheitlichkeit in Egolzwil 5 zeige, daß kein Handel zwischen einzelnen Dörfern stattgefunden haben könne). Man versucht nun, von der stilistischen Ähnlichkeit der Hinterlassenschaften auf den ethnischen Verwandschaftsgrad ihrer Hersteller zu schließen, oder, wenn man vorsichtiger ist, bloß auf den Intensitätsgrad der Kommunikation nebeneinanderwohnender Gesellschaften. Bisher erachtete man mit dem Ausgräber Emil Vogt den formalen Stil der Hinterlassenschaften von Egolzwil 5 als zum Kreis der mittelmeerischen Chassey-Lagozza-Cortaillod-Kultur gehörig, wobei Emil Vogt allerdings einräumte, der Begriff «ältere Cortaillod-Kultur» zerfalle in mehrere verschiedene Kulturgruppen. Der Rezensent ist über die von René Wyss vorgenommene Zuordnung von Egolzwil 5 zum mittel- und nordeuropäischen Kreis der Trichterbecherkulturen nicht erstaunt, hat es doch schon 1971 anläßlich seiner Ausführungen über die Pfyner-Kultur die Frage gestellt, ob nicht gewisse Stationen der älteren Cortaillod-Kultur, namentlich aber das Material von Egolzwil 6 (damals E 4, 1 genannt) und Lüscherz «innere Station» näher mit dem Kreis der Trichterbecherkulturen in Verbindung zu bringen sei. René Wyss präzisiert, das nächstverwandte Material zu Egolzwil 5 stamme aus dem Bereich der oberrheinischen Munzinger Kultur. An beiden Orten sind Trichtertöpfe, konische Töpfe und konische Schüsselchen die keramischen Hauptformen, während Krüge mit Bandhenkeln - typisch für Michelsberg und Pfyn - fehlen. Von hier ausgehend wird die relative Verwandtschaft dreier Kulturgruppen untereinander zu beurteilen sein: Munzingen/Egolzwil 5, Pfyn und Michelsberg. Mit der Äusserung, Backteller und Tulpenbecher seien Leitformen der Pfyner-Kultur, schafft René Wyss dabei Verwirrung: denn das sind gerade die Leitformen der Michelsberger-Kultur, die in Munzingen/Egolzwil 5 und Pfyn als eingestreute Fremdformen zu betrachten sind. Die letzteren beiden Gruppen sind m.E. untereinander näher verwandt als je mit der Michelsberger-Kultur.

Man wartet nun in Fachkreisen mit Spannung auf die Publikation des Fundmaterials von Egolzwil 4 und aus der Ausgrabung Twann, damit die Grundlagen für die Abschaffung und Ersetzung des Begriffs «ältere Cortaillod-Kultur» gegeben sein werden. Dies alles mag für den archäologischen Laien Haarspalterei sein. Für die Fachgelehrten hat das Thema deshalb eine gewisse Brisanz, weil es sich an der Grenze zweier großer Kulturkreise abspielt, die mitten durch das Territorium der heutigen Schweiz verläuft, ähnlich der Grenze zwischen romanischem und germanischem Kulturbereich. Damit erweist sich unser Land schon für die Jungsteinzeit als Erscheinungsort einer ethnischen Dynamik, die auch heute noch zuweilen ihre Wellen schlägt. J. Winiger

Imma Kilian-Dirlmeier: Gürtelhaken, Gürtelbleche und Blechgürtel der Bronzezeit in Mitteleuropa (Ostfrankreich, Schweiz, Süddeutschland, Österreich, Tschechoslowakei, Ungarn, Nordwest-Jugoslawien). Prähistorische Bronzefunde, herausgegeben von Hermann Müller-Karpe, Abteilung XII. Band 2. C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, München 1975. 141 Seiten, 70 Tafeln, 1 Faltblatt.

Die vorliegende Monographie ist gewissermaßen ein Ergänzungsband zur monographischen Darstellung «Die hallstattzeitlichen Gürtelbleche und Blechgürtel Mitteleuropas», welche die Verfasserin in derselben Publikationsreihe 1972 vorlegen konnte. Und wie dort bietet sie nun auch hier wieder ein übersichtliches und leicht benützbares Buch.

In der *Einleitung* definiert die Verfasserin die drei Titelbegriffe. Zur *Herstellungstechnik* verweist sie im besonderen auf die zweischaligen Gußformen im Karpatenbecken, auf den Umstand, daß Gürtelhaken der Urnenfelderzeit gegossen, gehämmert oder aus einem Blechstück ausgeschnitten sein können, wobei beim Typ Larnaud (Dep. Jura) offensichtlich «gegossene Rohlinge durch Aushämmern weitergeformt wurden». Unter dem Titel «Forschungsgeschichte» gibt die Verfasserin gleichzeitig einen guten Überblick über die *Entstehungsgeschichte* des bronzenen Gürtelhakens, dessen Erfindung J. Werner «innerhalb des Gebietes zwischen Ostalpen und Karpaten in der Spanne zwischen spätem Neolithikum

und früher Bronzezeit» erschlossen hat. Zur *Chronologie* legt die Verfasserin eine synchronistische Darstellung samt Tabelle der jeweils in den einzelnen Ländern erarbeiteten Schemata im Vergleich zu der für die PBF-Bände verbindlichen Terminologie vor.

Die Tabelle umfaßt die Periodenbenennungen in Ostfrankreich, Hessen, Südwestdeutschland, Bayern, Tirol, der Slowakei, Slowenien und im Karpatenbecken.

Das Hauptkapitel ist selbstredend dem *Fundstoff* gewidmet und jeder Abschnitt daselbst in Beschreibung, Fundumständen und Katalogangaben, Zeitstellung und Verbreitung des jeweiligen Typs gegliedert.

Die Gürtelhaken eröffnet die Verfasserin mit aus Knochen gefertigten: Böhmischen Knochenplatten, Stabhaken vom Typ Jg im Laibacher Moor, einem Gürtelhaken von Bruno-Lisen, Gürtelhaken vom Typ Barca und zwei solchen von Szöreg, der eine aus Knochen, der andere aus Bronze.

Der zweite Teil (Die Gürtelhaken aus Bronze) umfaßt insgesamt 28 Abschnitte. Während die «Prototypen» in Böhmen, Slowenien, Westungarn, Slowakei und Mähren nachgewiesen sind, zeichnet die Verfasserin für die Gürtelhaken aus Bronze eine Verbreitungskarte, die von der Loire bis zur Theiß, von Slowenien bzw. Marseille bis Polen bzw. bis zum Harz reicht. An den Anfang ist der Gürtelhaken-Typ von Jaroslavice aus dem Horizont der Aunjetitzer-Kultur gesetzt. Ihm folgt der Gürtelhaken vom Renzenbühl bei Thun BE (Nr. 31), während den Abschluß der langen Reihe je die Gürtelhaken vom Typ Mörigen BE bzw. Raron VS (Nr. 317) bilden - letzterer irrtümlich vom Rezensenten in «Die Ältere Eisenzeit der Schweiz». Die Westschweiz, Basel 1964 Taf. 28, 6 aufgenommen. Innerhalb weiterer Gürtelhakentypen figurieren aus der Schweiz noch folgende Stücke: im Typ Wangen: Wangen a.d. Aare (Nr. 77), Vuadens FR (Nr. 77 A), Zürich-Hirslanden (Nr. 78), im Typ von Untereberfing: Heiligkreuz bei Mels SG (Nr. 82), Rovio TI (Nr. 83), Estavayer-le-Lac FR (Nr. 84), Wiedlisbach BE (Nr. 85); im Typ von Wilten: Orpund BE (Nr. 102), Pfyn TG (Nr. 159); im Typ von Larnaud: «Westschweiz» (Nr. 274), Auvernier NE (Nr. 289); im Typ von Mörigen BE (Nr. 300, 301, 304, 305, 308, 315), Grandson VD (Nr. 306); unter «Beschlagscheiben und rechteckige Blechbeschläge»: Estavayer-le-Lac FR (Nr. 319, 320, 327, 328), Grandson VD (Nr. 321, 342), «Westschweiz (?)» (Nr. 323), Mörigen BE (Nr. 324, 325, 326, 334, 335, 336, 337), Cortaillod NE (Nr. 329), Lens VS (Nr. 330), Forel FR (Nr. 332), Auvernier NE (Nr. 333).

Im Abschnitt über die *Gürtelbleche* sind in je eigenem Unterabschnitt behandelt: spitzovale und rechteckige sowie zwei Sonderformen - alle auffallend reich ornamentiert. Die ebenfalls stark ornamentierten *Blechgürtel* gliedert die Verfasserin nach Typen oder nach Form beziehungsweise Verzierung in insgesamt 6 Gruppen - zuzüglich einen Abschnitt über Halbfabrikate und Rohlinge. Die bekanntesten Typen sind jene von Sieding-Szeged und Riegsee, wichtigste Sonderformen jene von Grossen-Linden und Nócaj-Salas bzw. die Blechgürtel mit zungenförmigem Hakenende und gepunztem Dekor und jene mit getriebenem Dekor - alle aus Bayern, Tirol, Mähren, der Slowakei, Ungarn sowie Kroatien und Vojvodina.

In einem Kapitel «Varia» finden sich: eine Übersicht über hügelgräberzeitliche Drahtspangen aus Baden-Württemberg, dem Elsaß und aus Hessen; ein Hinweis auf die Achterschleifenhaken mit Spiralenden aus Brandgräbern der Urnenfelderzeit aus der Schweiz, dem Elsaß und Südbaden; eine Richtigstellung in bezug auf Armspiralen aus Böhmen, die irrtümlich als Blechgürtel mit Endspiralen bezeichnet wurden; eine Liste einiger Kettengehänge bzw. einfacher Ketten aus Südostfrankreich, die sehr oft unter dem Begriff «Gürtel» gehen.

Ein Schlußkapitel *Ergebnisse* bot der Verfasserin Gelegenheit, eine chronologische Übersicht über die einzelnen Typen vorzulegen und besondere Verbindungen zwischen solchen aufzuzeigen. Zeitlich reicht der Fächer vom Beginn der Bronzezeit (Stabhaken vom Typ Jg) bis zu letzten Blechgürteln innerhalb der fortgeschrittenen Urnenfelderzeit.

Es folgen Verzeichnisse der Literatur, Museen und Sammlungen, Fundortabkürzungen sowie Sach- und Ortsregister.

Der Illustrationsapparat umfaßt 53 Tafeln mit gleichmäßig gut gezeichneten Fundobjekten, eine Übersichtskarte (Taf. 54/55), 10 Verbreitungskarten (Taf. 56-60) und die Wiedergabe von Fundkomplexen mit besonders wichtigen behandelten Objekten auf Taf. 61-66, zwei Zusammenstellungen wichtigster Ornamente (Taf. 67-69) und eine chronologische Zusammenschau der Gürtelhakenformen in Mitteleuropa (Falttafel).

Walter Drack

Amei Lang: Die geriefte Drehscheibenkeramik der Heuneburg 1950-1970 und verwandte Gruppen. Heuneburgstudien III. Römisch-Germanische Forschungen, Band 34, Berlin 1974. 113 Seiten, 20 Abbildungen im Text, 31 Tafeln und 2 Karten.

Die seit 1950 jährlich vom August bis Oktober auf der Heuneburg in planmäßigem Rhythmus und - wie W. Kimmig im «Vorwort des Herausgebers» schreibt - mit dem Ziel, «die Burg so vollständig wie nur möglich zu untersuchen», unternommenen Ausgrabungen haben bereits eine solche Materialfülle erbracht, «daß ein einzelner sie nicht mehr zu veröffentlichen vermag». Das mit der Leitung betraute Institut für Vor- und Frühgeschichte der Universität Tübingen hat sich daher entschlossen, den Fundstoff nach Typengruppen vorzulegen. Die ersten beiden Bände der geplanten Reihe «Heuneburgstudien» beinhalten: «Der Hohmichele[1]» und «Die Fibeln der Heuneburg 1950-1970[2]».

Im hier anzuzeigenden 3. Band der Heuneburgstudien wird «die scheibengedrehte Keramik mit Riefung», das heißt mit horizontalem Kannelürendekor vorgelegt. Diese Gattung Keramik umfaßt im Heuneburger Fundgut gemäß den Ausführungen im Kapitel «Bestand der Riefenware»: Flaschen, Schalen und Schüsseln sowie - in kleiner Anzahl - Töpfe, Schnabel- und Henkelkannen und eine «mittelitalische» Fußschale.

Für die relative Chronologie wurden verständlicherweise die stratigraphischen Gegebenheiten herangezogen. Da aber einerseits die hier behandelte Keramik - wo immer dies einwandfrei festgestellt werden konnte - nur auf den wenigen klar ausgemachten Bodenhorizonten *über* bzw. *nach* dem Lehmziegelmauer-Horizont gehoben wurde, und anderseits die jüngsten Schichten auf der Heuneburg durch mittelalterliche Überbauung oder den modernen Pflug vielfach bis fast zur Unleserlichkeit zerstört sind, ist es nicht verwunderlich, zu lesen, «daß auf die Gesamtmenge der bearbeiteten 304 - meist Scherben - Funde hin nur wenige, nämlich zwei Stück... mit Sicherheit einer Bodenoberfläche (Periode Ib) zugewiesen werden können; beide stammen zudem aus demselben Fundkomplex. Alles andere sind Funde aus Aufschüttungen, der Füllmasse von Gruben und Rinnen - deren Zuweisungen zu den Schichthorizonten sich nicht immer mit Sicherheit bestimmen ließen.

Die Drehscheibenware ist gut gearbeitet und meistens schwarz, weniger grau oder braun. Rund 225 Stück Schüsseln und Schalen stehen rund 50 Flaschen, 10 Töpfe, 3 Schnabelkannen sowie je eine Henkelkanne und Ringfuß-

schale gegenüber. Analoge Keramik legt die Verfasserin vor aus Breisach-Münsterberg, von Nagold-Schloßberg Hohennagold, von Asperg bei Ludwigsburg (Bahnhofstraße) sowie vom Mont Lassois. Zur Frage der Herkunft weist sie zuerst auf den Versuch von W. Dehn hin, der die «Riefenkeramik» von der im massaliothischen Hinterland weit verbreiteten «poterie grise» herleitete[3]. Die Verfasserin sucht demgegenüber die direkten Vorformen in älteren Gefäßtypen auf der Heuneburg und fand sie teilweise auch, so für die Flaschen, die sie als «Weiterentwicklung des Hochhalsgefäßes» bezeichnet (S. 27) sowie für die Schale, da die «gewölbte Schale eine alte, mitteleuropäische Form ist, die von der jüngeren Urnenfelderzeit (Ha B) an durchgehend immer wieder auftritt» (S. 28). Ähnlich steht es in bezug auf die Töpfe. Für die Schüsseln hält sie als Grundform den zylindrischen Becher mit scharfem Bauchknick und hohem Hohlfuß aus der Lehmziegelmauer-Periode fest, der seinerseits eine Kopie von etruskischen Bechern in Impasto- oder Buccherotechnik des 7. Jahrhunderts sein könnte (S. 32ff. mit Abb. 9–11). «Die Tonschnabelkannen... sind Nachahmungen entsprechender Bronzeformen, die als etruskische Erfindung gelten» (S. 35f.) mit primärem Zentrum in Vulci und einem sekundären im Tessin. «Die Henkelkanne steht bisher vereinzelt da» (S. 36). - Geriefte Keramik wie auf der Heuneburg gibt es auch in Breisach (Schüsseln und Schalen), Nagold (Schüsseln), Asperg (eine Schale).

Aus dem Dargelegten zieht die Verfasserin u.a. die folgenden Schlüsse: 1. «Die Einführung der schnellaufenden Drehscheibe ist auf der Heuneburg nicht mit dem gleichzeitigen Import scheibengedrehten Geschirrs verbunden. Im Gegenteil: Die neue Technik wurde an bereits vorhandenen Gefäßgattungen erprobt und entwickelt (S. 37). - 2. Die analoge Keramik von Breisach, Nagold und Asperg läßt sich gut an die geriefte Drehscheibenkeramik der Heuneburg anschließen (S. 38) - während ähnliches Geschirr vom Mont Lassois mit einheimischen Formen verbunden ist.» Die geriefte Ware des Mont Lassois kann also keine insgesamt importierte Keramikgruppe sein (S. 42).

Zu kniffligen Fragen der Zuweisung besonderer Formen zu den Heuneburg-Hauptfundschichten nimmt L. Pauli in seiner im Bonner Jahrbuch 174 (1974) S. 682ff. erschienenen eingehenden Besprechung Stellung, ebenso zu einzelnen Problemen des dritten Kapitels «Mediterrane Welt und nordwestalpiner Hallstattraum». Auch bezüglich der Kapitel «Chronologie» (Relative Chronologie S. 59–70; Absolute Chronologie S. 70–72) sowie «Zusammenfassung» sei auf die zitierten Ausführungen von L. Pauli verwiesen. Ich möchte nur aus dem Kapitel «Mediterrane Welt...» die goldenen Schmuckgehänge aus Jegenstorf BE (Grabhügel VI) und Ins BE (Grabhügel VI) anziehen[4]. Der Antennendolch, der leider bloß durch inzwischen verloren gegangene Knauffragmente nachgewiesen ist, datiert den Goldschmuck von Jegenstorf tatsächlich in Hallstatt D/1. Dagegen schrieb ich nicht, es handle sich bei diesem Goldschmuck um eine einheimische Arbeit. Ich zitierte vielmehr W. Kimmig und W. Rest (1954)[5], besonders aber H. und I. Jucker (1955), zu Kat.-Nr. 425: «Weder ist der Typus des Anhängers mit Halbmond in Etrurien bekannt, noch entspricht die grobkörnige und unregelmäßig gesetzte, wahrscheinlich gelötete Körnung der hochentwickelten etruskischen Technik[6].» Betr. die Herkunft der Kugel von Ins schrieb ich ebenfalls in Anlehnung an H. und I. Jucker (1955), zu Kat.-Nr. 426:«Goldkörner zylindrisch und grob aufgelötet, nicht nach etruskischer Art aufgeschmolzen. Vielleicht ist an Süditalien als Herstellungsgebiet zu denken.»

Walter Drack

[1] G. Riek und H.-J. Hundt, Der Hohmichele. Ein Fürstengrabhügel der späten Hallstattzeit bei der Heuneburg. Heuneburgstudien I. Röm.-Germ. Forsch. 25, Berlin 1962.

[2] G. Mansfeld, Die Fiebeln der Heuneburg 1950–1970. Ein Beitrag zur Geschichte der Späthallstattfibel. Heuneburgstudien II. Röm.-Germ. Forsch. 33, Berlin 1973.

[3] W. Dehn, Frühe Drehscheibenkeramik nördlich der Alpen. Altthüringen 6, 1962–1963 (Neumann-Festschrift).

[4] W. Drack, Ältere Eisenzeit der Schweiz, Kanton Bern, I. Teil, Materialhefte zur Ur- und Frühgeschichte der Schweiz, Basel 1958, S. 12: Ins bzw. II. Teil, Basel 1959, S. 19: Jegenstorf.

[5] W. Kimmig und W. Rest, Ein Fürstengrab der späten Hallstattzeit von Kappel am Rhein, Jahrb. d. Röm.-Germ. Zentralmuseums Mainz, 1. Jg. 1953 (1954), S. 202.

[6] H. und I. Jucker, Katalog der Ausstellung «Kunst und Leben der Etrusker», Kunsthaus Zürich, Zürich 1955, Nr. 425 (Jegenstorf) bzw. Nr. 426 (Ins).

Celtic Art in Ancient Europe. Five Protohistoric Centuries. Proceedings of the Colloquy held in 1972 at the Oxford Maison Française - L'Art Celtique en Europe protohistorique: débuts, développements, styles, techniques. Herausgegeben von P.-M. Duval und C. Hawkes (1976). 316 Seiten, mit zahlreichen Textabbildungen. Seminar Press, London–New York–San Francisco.

Der vorliegende Band enthält die Vorträge und Diskussionsbeiträge des 1972 in Oxford (Maison Française) abgehaltenen, zweitägigen Kolloquiums über keltische Kunst in Mitteleuropa. Für Herausgabe und Redaktion zeichnen C. Hawkes, Oxford und P.-M. Duval, Paris.

In dem 316 Seiten starken Band sind 13 kürzere, z.T. recht komprimierte Arbeiten von Spezialisten aus England, Irland, Frankreich, Deutschland, der Tschechoslowakei und auch aus Dänemark enthalten, somit ungefähr aus dem Gebiet nördlich der Alpen (ohne die Schweiz), in welchem keltische Kunst und Kultur hauptsächlich verbreitet war, mit Dänemark als Vertreter eines Randgebietes. Als zeitlicher Rahmen ist im großen ganzen die Spanne vom 6. bis zum 1. Jahrhundert v. Chr. gesteckt. Drei Indices (ein Namen-, zwei Sachindices) machen diese gedrängte Zusammenfassung neuerer Forschungsergebnisse und neuerer Literatur zu einem nützlichen «Handbuch». Besonders wertvoll sind auch die mitabgedruckten Diskussionsbeiträge bzw. deren Résumés, die sowohl unterschiedliche Meinungen als auch Übereinstimmungen und Ergänzungen bringen. Das einzige, was bei diesem sorgfältig edierten Band etwas stört, ist der fast übertrieben (auch optisch) komplizierte Aufbau des Anmerkungsapparates (auf S. 21 wird in Anm. 31–33 Jacobsthals Early Celtic Art nach drei unterschiedlichen Arten, jedoch nie wie im Abkürzungsverzeichnis angegeben, zitiert).

In ihrer Einleitung skizzieren die Herausgeber den Weg der Forschung seit dem in Oxford vollendeten und herausgegebenen fundamentalen Werk von Paul Jacobsthal, Early Celtic Art (1944, Nachdruck 1969) und stellen die im Kolloquium anvisierten Themen vor, wie sie im französischen Titel des Buches etwa formuliert sind.

Zu einigen Beiträgen im einzelnen: Mit dem frühen Stil (Early Style) beschäftigt sich F. Schwappach. Seine detaillierten Analysen der stempelverzierten Frühlatènekeramik haben gezeigt, daß im Westen eher florale, im Osten eher geometrische bzw. Zirkelschlagmuster vorherrschen. Diese regionale Aufgliederung des frühen Stils anhand der Keramik war Jacobsthal, der sich auf Metallarbeiten konzentrierte, entgangen. Allerdings sollten diese Unterschiede nicht zu sehr genera-

lisiert werden, da die keltische Oberschicht Importgeschirr bevorzugte und deshalb die Dekoration der Keramik nicht eigentlich «stilbildend» gewesen sein muß. Gerade in der Verzierung von Keramik können sich ältere Elemente erhalten (dazu Schwappach selbst S. 161). Gegen die Ergebnisse Schwappachs wendet sich denn auch teilweise V. Kruta, der die Objekte des frühen Stils in Böhmen untersucht hat (Zusammenstellung S. 136ff.). Fundstücke des frühen Stils sind im großen ganzen auf den Kreis der Fürstengräber in Westböhmen beschränkt. Erst mit dem Waldalgesheimstil wird keltisches Fundgut, nun vorwiegend in Flachgräberfeldern mit Körperbestattung, weit verbreitet.

Wie O.-H. Frey betont, ist der Waldalgesheimstil weitgehend unabhängig vom frühen Stil; er kann sich nur in direktem Kontakt mit griechischer Ornamentik entwickelt haben, worauf schon Jacobsthal hinwies. Der frühe Stil ist in seinem Wesen additiv, der zweite oder Waldalgesheimstil bringt erst kontinuierliche Dekoration und Ranken. Die nachfolgenden Stufen des Schwertstils und plastischen Stils vereinigen nach Frey in sich Elemente des frühen und des Waldalgesheimstils.

S. Champion stellt die rote Koralle als Handelsgut der Eisenzeit vor. Koralle ist als Schmuckelement seit der späten Hallstattzeit und in der Frühlatènezeit (hauptsächlich auf Fibeln) nachzuweisen. Sie ist offenbar aus dem Estekreis übernommen worden. Noch umstritten ist die Bedeutung des etwas später als die Koralle auftetenden roten Emails: war dieses ein billiger Ersatz für die vielleicht ausschließlich in andere Gegenden exportierten liparischen Korallen oder ein «modernes» Äquivalent?

N. Sandars beschreibt frühe Kontakte der Hallstatt- und Latènekultur mit dem iranischen und anatolischen Gebiet und hebt die Unterschiede zwischen der aus iranischen und anatolischen Anregungen entstandenen, aber sehr statischen thrakischen Kunst und der dynamischen Keltenkunst hervor. Die Kelten haben zwar orientalische Motive übernommen, diese aber selbständig umgeformt. Während Jacobsthal an etruskische Vermittlung der orientalisierenden Elemente dachte, hält Sandars direkte Kontakte für wahrscheinlicher. Es zeigt sich aber immer wieder, wieviel Anregungen den Kelten durch etruskische Kunst vermittelt werden konnten (z.B. F.-W. v. Hase, Hamburger Beitr. z. Archäologie 3, H. 1 [1973] 51ff.).

Der Beitrag von C. Hawkes, der sich auch grundsätzlich mit der Entstehung der keltischen Kunst aus den Faktoren Reichtum und Macht einer aristokratischen Gesellschaft beschäftigt, und weitere vier Arbeiten behandeln vorwiegend Probleme der insularen Keltenkunst: Die Entstehung der englischen Latènekultur (C. Hawkes), Beiträge zur Stilgeschichte und Chronologie englischer Prunkschilde (E. M. Jope, H. Savory), die Auflösung des Zirkelschlagmusters auf dem spätkeltischen Handspiegel von Holcombe (Ph. Lovery und H. Savage) und den Dekor des irischen Steins von Turoe (H. Duignan). Bemerkenswert ist die erstmals vorgelegte zeichnerische Abrollung des Turoe-Steins, der mit einer späten, insularen Umwandlung von Ranken des Waldalgesheimstils in vier Feldern verziert ist. Nach Duignan datiert der Stein ins spätere 1. Jahrhundert v. Chr.

Die Beiträge von P.-M. Duval und D. Allen sind der keltischen Numismatik gewidmet. An einigen anschaulichen Beispielen zeigt Allen, wie trotz oft gleichem Vorbild (hauptsächlich die Philipperstatere) regional unterschiedliche, von der übrigen keltischen Kunst mehrheitlich unabhängige Prägevarianten entstehen konnten, umgekehrt aber einzelne Motive (z.B. Beizeichen) über weite Gebiete verbreitet sind. Schließlich können die Münzen auch als Quelle zur Religions- und Trachtgeschichte dienen, wie die von Allen aufgeführten Prägungen der Eburovices, Segusiavi und die Criciro-Münzen illustrieren.

In mehreren Vorträgen kommt das Problem der Entstehung und Verbreitung der keltischen Stile über vergleichsweise weite Gebiete hinweg zur Sprache. Während Frey und Schwappach an Wanderhandwerker denken, möchten Jope und Hawkes eher an einzelne Meister denken (z.B. der Waldalgesheimmeister als Schöpfer des Waldalgesheimstils), die Verbreitung in politischem Zusammenhang sehen. Diese Gedanken hat St. Piggott in seiner Zusammenfassung aufgegriffen und an die aristokratischen Gepflogenheiten von Tribut, Geschenk, Weihung kostbarer Gaben und an die «Hofgoldschmiede» in jüngerer Zeit erinnert. Zu diesen Fragen wird vielleicht die Diskussion um den kürzlich von R. Wyss (Archäologische Forschungen [Zürich 1975]) veröffentlichten Goldfund von Erstfeld Neues beitragen können. Stefanie Martin-Kilcher

Ludwig Pauli: Keltischer Volksglaube. Amulette und Sonderbestattungen am Dürrnberg bei Hallein und im eisenzeitlichen Europa.
235 S. Text, 22 Abb. im Text, Band 28 der Münchner Beiträge zur Vor- und Frühgeschichte, München 1975.

«Die vorliegende Arbeit entstand im Rahmen der Auswertung der Grabfunde vom Dürrnberg bei Hallein (Land Salzburg)», beginnt L. Pauli sein Vorwort. «Unter ihnen gibt es eine beträchtliche Anzahl von Gräbern mit Beigaben, deren Amulettcharakter offenkundig ist, oder mit abweichenden Bestattungssitten, die sich in einer ungewöhnlichen Behandlung des Toten dokumentieren. Dies verlockte dazu, den damit verbundenen religionsgeschichtlichen Problemen nachzugehen. Dabei stellte es sich heraus, daß das Dürrnberger Material für sich nicht ausreichen würde, die verschiedenen Interpretationsmöglichkeiten abzusichern. Dies konnte nur eine großräumige Untersuchung im gesamteuropäischen Rahmen leisten.»

Was der Verfasser im speziellen untersuchte, erläutert er in den ersten Sätzen der Einleitung: «Zur Grabausstattung eines Toten zählt man gewöhnlich Gegenstände aus zwei Funktionsbereichen. Zum ersten gehören Trachtzubehör, Schmuck, Waffen und Gerät, also Gegenstände, die der Tote auch im Leben, zumindest gelegentlich, getragen oder verwendet hat. Zum andern gehört vor allem die Beigabe von Keramik und Metall- oder Holzgefäßen, was man in Verbindung mit der gerade am Dürrnberg häufigen Fleischbeigabe als Ausstattung mit Nahrungsmitteln und Geschirr für das Jenseits interpretieren kann» ... Dabei sah er «den erfolgversprechenden Weg nicht darin, ‹eindeutige› Amulette aufzuzählen, zu beschreiben und nach ihrem möglichen Sinngehalt zu fragen, sondern über eine Einbeziehung aller in Frage kommenden Gegenstände den Begriff des Amuletts in unserem Bereich genauer zu umschreiben, dann seine Funktion im Grabritus und wenn möglich auch im Leben herauszufinden und zum Schluß erst den gedanklichen Hintergrund zu erforschen ...»

In dem rund 100 Seiten umfassenden Kapitel «Beschreibung der Befunde» erläutert L. Pauli alsdann die diesbezüglichen Beobachtungen unter Vorlage von Zeichnungen und Anführung von nach Fundorten numerierten kurzen Gräberkatalogen. Eingehend sind die Befunde vom Dürrnberg bei Hallein ausgewertet, wo Kindergräber am ausgiebigsten, Frauengräber sehr instruktiv, Männergräber dagegen diesbezüglich arm sind. Interessant sind indes «Brandnester in der Fußgegend

von Männergräbern». Außer einem Grab des späten Hallstatt D gehören alle bearbeiteten Bestattungen «in den Latènehorizont».

Weitere Beispiele entdeckte der Verfasser in 23 Gräbern von *Münsingen BE,* welche in die Phasen I a und I b gehören, dann in Bestattungen von *St-Sulpice VD, Vevey VD, Andelfingen ZH,* wo das Schwergewicht in Latène B liegt. Weitere relevante Gräber brachte L. Pauli bei aus *Höchstetten BE, Stäfa ZH* und *Bern-Bümpliz,* wo überall interessante Glasperlen zutage gekommen waren. Eine reiche Ausbeute für das Thema «Amulett» bieten auch «Späthallstattgräber in Nordwürttemberg», u.a. anthropomorphe Figürchen wie jene aus *Unterlunkhofen AG.* Unter «Weitere Gräber aus Baden-Württemberg und der Schweiz» mit Amulett- oder auffallender Glasbeigabe führt Pauli außer Unterlunkhofen AG auch noch Befunde von *Hemishofen SH, Hermrigen BE* und *Wohlen AG* an. Weiteres interessantes Material entdeckte der Verfasser in Fundorten des Elsaß, der «Hunsrück-Eifel-Kultur und angrenzenden Gebieten», von «Burgund und Champagne», in Mitteldeutschland, in Bayern, in der «Tschechoslowakei und Ungarn» und schließlich im übrigen «Österreich». Das Kapitel schließt mit «Abweichende Skelettlagen am Dürrnberg bei Hallein».

Ebenso gründlich wie die Aufarbeitung ist das breitangelegte Kapitel «Zusammenfassung» mit «Beschreibung der Amulettkategorien», «Besonderheiten des Bestattungsbrauches», «Abweichende Skelettlagen» und «Postmortale Veränderungen am Skelett». - Im Kapitel «Interpretation» untersucht L. Pauli endlich «Archäologische Möglichkeiten» und «Interpretationshilfen der Nachbarwissenschaften».

So gewissermaßen gewappnet, geht Pauli im Rahmen der «Anwendung auf das archäologische Material» auf die folgenden Probleme ein: Gewaltsamer Tod, Pathologische Befunde am Schädel, zur Schädeltrepanation, Tod im Kindbett, Amulette als Bannmittel gegen den Toten, Abweichende Skelettlage als Bannmittel, andere Maßnahmen bei Gefährlichen Toten sowie Beigabe von Schnecken.

Das reich dokumentierte Buch bietet aber noch mehr. Im letzten Kapitel «Ergebnis und Ausblick» legt L. Pauli eine «Zusammenfassung der Interpretationsmöglichkeiten», «Analogien in andern Perioden» - Neolithikum, Bronzezeit, Hallstattzeit, Spätlatènezeit, Frühmittelalter - «Amulette in angrenzenden Regionen» vor und beschließt die tiefschürfenden und weit ausgreifenden Ausführungen mit «Chronologische Abgrenzung», «Amulettglaube und soziologischer Hintergrund», «Magische Elemente in der keltischen Kunst» und «Zur historischen Situation in Mitteleuropa um die Mitte des letzten vorchristlichen Jahrtausends». Hier zeichnet Pauli ein aus zahl- und variantenreichsten Beobachtungen gewonnenes Bild eines ausgeprägten Amulettglaubens als Äußerung eines tiefgreifenden «Volksglaubens» und als archäologisches Zeugnis der aus andern Quellen bereits bekannten politischen, gesellschaftlichen, wirtschaftlichen, religiösen und künstlerischen Umwälzungen, die nach 550 v. Chr. in Mitteleuropa einsetzten.

Dieses Schlußbild ist ein Meisterwerk geworden - wie überhaupt das ganze Buch, das uns schon wegen seines 17(!)seitigen Literaturverzeichnisses größte Achtung abringt.

Walter Drack

Andreas Alföldi: Die Struktur des voretruskischen Römerstaates. (Bibliothek der klassischen Altertumswissenschaften, Neue Folge, 1. Reihe, Band 5), 226 Seiten, 16 Tafeln, Heidelberg, Carl Winter, 1974.

Der vorliegende, dem Andenken von Karl Meuli und Michael Rostowzew gewidmete Band ist eine der drei Arbeiten von Andreas Alföldi, in denen er der Fachwelt in kurzen Abständen die Summe seines immensen Wissens um die römische Frühgeschichte vorlegte: 1965 erschien *Early Rome and the Latins*, 1974 das hier anzuzeigende Werk, 1976 *Römische Frühgeschichte. Kritik und Forschung seit 1964,* in dem sich Alföldi mit der Kritik an seinem ersten Werk auseinandersetzt und gleichzeitig neueste Forschungsergebnisse nachträgt.

Seit einem halben Jahrhundert befaßt sich Alföldi mit der politischen und sozialen Struktur des eurasischen Raumes, unter anderem mit dem Ziel, die Struktur des ältesten Römerstaates herauszuarbeiten, die Tendenzen der Annalistik aufzuzeigen und die etruskisch-römische Mythologie zu begreifen. Daß ein derart weitverzweigtes und notorisch schwieriges Arbeitsgebiet eines außerordentlich analytischen Geistes bedarf, liegt auf der Hand, ebenso, daß der Autor mit mannigfacher Kritik zu rechnen hat: wer Geschichtsforschung, Archäologie, Philologie und Ethnologie der halben Welt für seine Forschungen heranzieht, wird in Einzelheiten geschulmeistert werden können. Mit Ausnahme A. Momiglianos (JRS 57, 1967, 211ff.) haben alle Forscher die Richtigkeit der Forschungsmethodik Alföldis anerkannt.

Das Anliegen Alföldis ist es, die urtümlichen Strukturformen der nordasiatischen Hirtenvölker mit denjenigen der Latiner und ihrer Abteilungen zu vergleichen. In sieben Kapiteln wird dieses Problem von verschiedenen Seiten her angegangen.

Im 1. Kapitel (S. 27-41) werden Fakten zur theriomorphen Weltbetrachtung zusammengetragen. Mensch-Tier-Metamorphosen lassen sich in allen Kulturbereichen nachweisen. Die ekstatische Kampfeswut findet ihren Ausdruck auch im Tragen von Tierfellen, wie etwa die «Hundsfell-Kappe» (kynée), die «Wolfswut» (lyssa) Homers, sowie in den Bezeichnungen *bersekr* («Bärenhemd») oder *cornuti.*

Das 2. Kapitel (S. 42-68) ist der matriarchalischen Gesellschaftsordnung und Dreiteilung gewidmet. Die Dreiteilung des Gemeinwesens läßt sich in Rom noch an vielen Spuren ablesen, so den drei ursprünglichen Tribus, den 30 Kurien und 300 Patres, der Legion zu 3000 Mann u.a.m. Die indoiranischen Bezüge dieser Dreiteilung hat G. Dumézil in wesentlichen Arbeiten aufgezeigt; seine Forschungen werden durch diejenigen Alföldis ergänzt, vor allem auf dem Gebiete des Matriarchats. Das theriomorph und anthropomorph faßbare Matriarchat ist nicht auf indogermanisches Gebiet beschränkt. Die enge Verknüpfung von politischer und religiös-matriarchalischer Dreiteilung wird anhand schlagender Beispiele erhärtet.

Mit dem Mythos der Wölfin als Urahnin der Römer befaßt sich Alföldi im 3. Kapitel (S. 69-85). Bei Mongolen, Hunnen und Türken läßt sich das Motiv der Wölfin als theriomorpher Nährmutter von Stammesfürsten ebenso belegen wie für Silvius, den ersten mythischen König von Alba Longa vermuten. In Lavinium zumindest ist der Wolfskult belegt (Dion. Hal. 1, 59, 2ff.) und dürfte von dort nach Rom gekommen sein. Der Wolfsrachen als kriegerische Kopftracht bei Griechen und Römern und die Tierstandarten als Symbol tiergestaltiger Urahnen zeigen die weite geographische und zeitliche Verbreitung des Wolfskultes.

Logischerweise untersucht Alföldi im folgenden Kapitel

(S. 86–106) das Luperkalienfest und seine ursprüngliche Bedeutung. Im Gegensatz zur bisherigen Forschung wird das Ritual des Luperkalienfestes in zwei Traditionszweige aufgesplittert, diejenigen des Wolfsgottes Mars *(Martius lupus)* und des Ebergottes Quirinus, wie sie sich etwa noch in der palatinischen und quirinalischen Gruppe der Luperker spiegeln. In einer feinen Analyse werden von Alföldi die verschiedenen Überlieferungsstränge verknüpft und damit die Wolfshöhle als Stätte des Volksbefreiungs- und Staatsgründungsfestes wahrscheinlich gemacht.

Die römische Ursprungssage wird im 5. Kapitel (S. 107–150) mit überzeugenden Argumenten als eng mit dem Hirtentum verbunden dargestellt (vgl. Varro, RR 2, 1, 9!). Schon K. Meuli hat auf den Männerbundcharakter der römischen Kulturgenossenschaften hingewiesen; Alföldi bringt dazu neue Argumente aus dem Alten Orient. Treffliche Bemerkungen finden sich auch über das *asylum Romuli* als Überbleibsel der von der Gesellschaft ausgeschlossenen Altersklassen der Jugend, die in der «Wildnis» zu leben hatten (Sparta!), über iranische Parallelen zum Luperkalienfest als Ausdruck des Neubeginns der Natur und der Königsherrschaft und vieles andere mehr.

Wenn Alföldi zu Beginn die Dreiteilung als eines der wesentlichen Merkmale politischer und sakraler Grundstrukturen herausarbeitet, so wird im 6. Kapitel (S. 151–180) ein anderer Überlieferungsstrang untersucht, nämlich derjenige der Zweiteilung und der Doppelmonarchie. Die Zweiteilung eines Volkes ist bei den Reiterhirten Eurasiens klar faßbar und geht auf die Aufteilung der Weidegründe, meist rechts und links eines Flusses, zurück. Die Entwicklung läuft früh entweder auf eine Verselbständigung der beiden Volkshälften oder aber auf die Vorherrschaft eines Teils über den andern hinaus (Romulus und Remus!). Die ursprüngliche Zweiteilung und das damit verbundene Doppelkönigtum verlieren sich in dem Moment, wo die Völker seßhaft werden. Es verwundert deshalb nicht, daß Spuren der Zweiteilung in Rom und anderswo fast ausschließlich im sakralen Bereich erhalten geblieben sind. Alföldi schließt sich der Auffassung Niebuhrs an, wonach Janus als Symbol eines Doppelstaates zu verstehen ist; Mars und Quirinus sind als göttliche Anführer zweier Heeresabteilungen aufzufassen; die «Sabiner-Römer» siedeln auf den *colles* des Quirinalbereichs, die «Latiner-Römer» auf den *montes* des Palatinbereichs.

In einem letzten Kapitel endlich (S. 181–219) unternimmt es Alföldi, den Spuren des königlichen Schmiedes im Mythos des eurasischen Schmiedegottes nachzugehen. Die Verbindung des etruskischen Ahnherrn Tarchon mit dem türkischen *tarchan* ist oft herausgestrichen, zeitweilig auch verleugnet worden. Alföldi zeigt anhand mannigfacher Beispiele die enge Verwandtschaft zwischen Schmiedehandwerk und Königtum auf.

Eine lückenhafte Zusammenfassung wird dem vorliegenden Buch um so weniger gerecht, als die Zahl der für die Beweisführung herangezogenen Quellen schier unübersehbar ist. Die Fülle dieses Materials bewältigt zu haben, ist nicht das geringste Verdienst Andreas Alföldi. Wichtiger sind aber zweifellos die vielen Anregungen, die das Werk vermittelt. Es dürfte eine geraume Zeit verstreichen, bis die angezeigten Arbeiten Alföldis ihre Rolle als Katalysatoren der Forschung vermindert sehen werden – zu den Klassikern der Geschichtswissenschaft werden sie immer zu zählen sein. H. Bögli

Ralf Köhler, Untersuchungen zu Grabkomplexen der älteren römischen Kaiserzeit in Böhmen unter Aspekten der religiösen und sozialen Gliederung. Göttinger Schriften zur Vor- und Frühgeschichte 13 (Neumünster 1975). 67 Seiten, 1 Karte im Text und 59 Tabellen.

R. Köhler hat für seine Untersuchungen – eine Göttinger Dissertation – die größeren und kleineren Gräberfelder und Grabkomplexe der älteren Kaiserzeit in Böhmen (vor allem Stufen Eggers B1 und B2) herangezogen. Da der Fundstoff zu einem guten Teil an leicht zugänglicher Stelle publiziert ist, hat der Verfasser auf jegliche Materialvorlage und Abbildung verzichtet; für einige Typentafeln der wichtigsten angesprochenen Fundkategorien wäre man aber dankbar gewesen. Die Arbeit baut auf dem heute gängigen Chronologiesystem auf und will einiges über die Bestattungssitten aussagen, Gesetzmäßigkeiten erfassen und religiöse, soziale oder regionale Hintergründe aufzeigen.

Das von Elbgermanen bewohnte Böhmen war ein Randgebiet der römischen Welt. Einfluß römischer Kultur ist heute vor allem am Import faßbar, der zumeist aus Gräbern stammt.

Während der Kaiserzeit überwiegt in Böhmen die Brandbestattung. Körpergräber sind selten, in der Regel in vereinzelten Gruppen oder als Einzelgräber angelegt. Sie unterscheiden sich in der Grabausstattung von den Brandgräbern vor allem am Fehlen der Waffenbeigaben (Tabellen 1–2).

Aus den teilweise ausgedehnten Brandgräberfeldern sind verschiedene Bestattungsriten bekannt. Urnengräber überwiegen, doch sind in regional unterschiedlichem Anteil auch Brandgruben- und Brandschüttungsgräber nachzuweisen. Die Brandgrubengräber enthalten oft keine oder nur spärliche Beigaben, weshalb sich Köhler Seite 27 fragt, ob es sich um eine «unterprivilegierte Bevölkerungsschicht» handeln könnte. Doch weist er selbst immer wieder daraufhin (bes. S. 32ff.), daß die Brandgräber schwierig zu interpretieren sind, denn in Brandgräbern sind die Beigaben doppelt selektioniert: erstens durch die Auswahl der Objekte, die dem Toten auf den Scheiterhaufen mitgegeben wurden und zweitens durch die Auslese der verbrannten Überreste nach der Kremation. Oftmals sind – und dies übrigens nicht nur im Arbeitsgebiet des Verfassers – auch von wertvollen Beigaben nur mehr geringe und fast zufällige Reste mit ins Grab gekommen.

Von diesem Gesichtspunkt her ist es sehr verdienstvoll, daß Köhler nicht nur die reichsten Gräber «herausgepflückt», sondern alle Inventare berücksichtigt hat. So ist es ihm gelungen, eine differenzierte Abstufung der Grabinventare zu erkennen.

Vielfach hat man, geblendet von der Zahl wohlerhaltener Bronzegefäße, in einigen der reichsten böhmischen Körpergräber Fürstengräber vom Typ Lübsow erkennen wollen. Dank der Einbeziehung aller Grabfunde kann der Verfasser zeigen, daß es auch unter den Brandbestattungen durchaus vergleichbare Inventare gibt und daß die Unterschiede in der Bestattungsart (Körper- bzw. Brandbestattung) und in der Ausrüstung (keine Waffenbeigabe bei den Körpergräbern) eher religiös als sozial bedingt sind. Wichtigstes Kennzeichen dieser Bestattungen einer sozialen Oberschicht ist die Beigabe von römischem Bronzegeschirr (Tabellen 1, 25, 59). Andere Ergebnisse wie etwa die Zuweisung von bestimmten Gürteln bzw. Gürtelteilen an Frauen oder Männern (S. 48f.) zeigen weitere Möglichkeiten der Auswertung von Brandbestattungen, auch wenn sicherlich noch nicht alle deutlich herausgearbeitet sind.

Was an dieser inhaltlich reichen Arbeit stört, sind die graphisch eher unübersichtlichen Tabellen. Vielleicht hätte der Verfasser selbst noch mehr zeigen können, wenn er die Gräber

statt nach Grabnummern nach Ausstattung bzw. Ausstattungsgruppen aufgeschlüsselt hätte. Auch die geschlechtsspezifischen Beigaben hätten ohne weiteres besser vom übrigen Beigabeninventar abgehoben werden können.

Stefanie Martin-Kilcher

Peter La Baume - Jan Willem Salomonson, Römische Kleinkunst, Sammlung Karl Löffler. Wissenschaftlicher Katalog des Römisch-Germanischen Museums Köln, Band III o. J. mit farbigem Umschlagbild und Vorwort von H. Borger, 187 Seiten, 12 Zeichnungen (afrikanische Tonware), 4 Fabtafeln (Gläser), 72 Schwarzweiß-Tafeln mit je vier Abbildungen.

Gegenstand des Kataloges ist die vom 8. Juli bis 19. September 1976 im Römisch-Germanischen Museum in Köln, unter dem Titel «Römische Kleinkunst» ausgestellte Privatsammlung des Kölners Karl Löffler. Sie umfaßt aus unterschiedlichen Regionen der römischen Welt verschiedene Materialbereiche wie Glas, Keramik, Metall, Edelstein, Marmor und Bein. Das antike Glas und die afrikanische rote Tonware bilden die beiden Schwerpunkte, die der Sammlung eine Bedeutung von internationalem Rang verleihen. Abteilungsdirektor P. La Baume zeichnet für die Kat.-Nr. 1–526, d.h. für die Kapitel Glas, Keramik einschließlich Lampen und übrige Materialien; in der mehrseitigen Einleitung werden besonders beachtenswerte Objekte hervorgehoben sowie die jeweilige Herstellungstechnik, Entwicklung und Verbreitung erörtert. Prof. Dr. J. W. Salomonson hat die nordafrikanische rote Tonware, die sogenannte sigillata chiara mit den Kat.-Nr. 527–659 bearbeitet. In seiner Einleitung gibt der holländische Gelehrte einen souveränen Überblick über die vom Ende des 1. Jh. n. Chr. bis zu den Arabereinfällen im 7. Jh. in Tunesien hergestellte rote Töpferware und trägt dank seiner langjährigen Forschung auf diesem Gebiet dazu bei, daß uns mit dem Ausstellungskatalog gleichzeitig ein wissenschaftliches Instrumentarium in die Hand gegeben ist.

Unsere Bewunderung gilt vor allem aber dem passionierten Sammler Karl Löffler und seinen von Erfolg gekrönten Bemühungen, die sich in dieser Sammlung vom Niveau großer Museen manifestieren, von der wir, wie schon der Museumsdirektor Prof. Dr. H. Borger im Vorwort, wünschen, daß sie, einmal zusammengebracht, beieinanderbleibt und dereinst im Römisch-Germanischen Museum eine bleibende Aufstellung finden werde.

Ruth Steiger